

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Baugeschichte der Stadt Bruchsal vom 13. bis 17.
Jahrhundert**

Heiligenthal, Roman Friedrich

Heidelberg, 1909

Der Innenbau

[urn:nbn:de:bsz:31-289047](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-289047)

nahmsweise zwei Häuser mit der Trauflinie unmittelbar aneinanderstießen, wurden Dachrinnen verwendet. Sie bestanden aus Holz, Stein oder Kupfer. Die Verwendung hölzerner «Kandel» suchte man im 16. Jahrhundert einzuschränken. Steinerne Rinnen, die zumeist auf Gemeinschaftsmauern aufsitzen, haben sich vielfach erhalten, während Kupferrinnen für die Wehrbauten der Stadt Bruchsal bezeugt sind. Auch Bleirohre wurden öfter als Traufen verwendet.

Die Schloten wurden aus Backsteinen aufgemauert. Bei billiger oder eiliger Ausführung stellte man sie manchmal aus hochkantig stehenden Steinen her, eine wenig dauerhafte Konstruktion. Aufgesetzte Schornsteine erhielten stets Eichenschwellen als Unterlage. Alle Schloten wurden durch den Dachfirst geführt, was für die Dichtung des Daches große Vorteile bot. Die Abdeckung bestand in einer Sandsteinplatte. Die alten Kamine waren bequem besteigbar, hatten aber den großen Nachteil, daß sie in den Wohngehossen entrußt werden mußten.

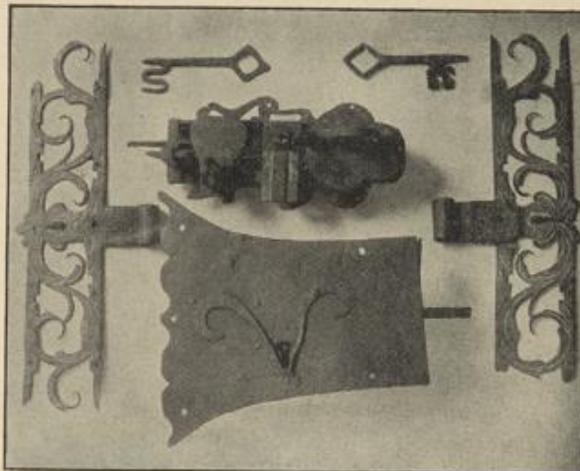


Abbildung 22 Türschlösser und Bänder aus der Altertumsammlung der Stadt Bruchsal.

Der Innenbau.

Die innere Ausstattung hat sich selten in den Bauten des Mittelalters erhalten. Wir sind hier großenteils auf Urkunden angewiesen.

Als Bodenbelag wird erwähnt: der Estrich aus Lehm, der Belag aus Sandstein- oder Tonplatten, der Bretterboden auf Rippen und die Dielung auf der Balkenlage.

Erhalten haben sich quadratische Tonplättchen verschiedener Abmessungen und einzelne quadratische Sandsteinplatten. Im östlichen Kraichgau stößt man bisweilen auf Überreste eines Estrichs, der aus Mörtel, Sandsteinbrocken und zerschlagenen Ziegeln besteht. Auch Backsteine größerer Abmessungen wurden häufig als Bodenbelag verwendet. Manchmal finden sich zwischen diesen Backsteinen schwächere Hölzer, um der Konstruktion mehr Festigkeit zu geben. Besonders ist dies der Fall, wenn der Plattenboden auf einem Gebälk liegt. Die Bodenbretter wurden an den Hirnenden durch eine Leiste gefaßt. In untergeordneten Räumen wurde auch wohl Hirnende an Hirnende gestoßen, dann aber gewöhnlich einmal verzahnt. Diese Konstruktion, die sich in Bruchsal bis in das 18. Jahrhundert hinein erhalten hat, scheint sehr alt zu sein.

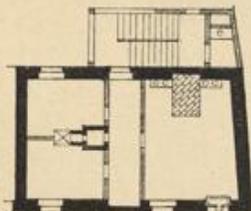


Abbildung 23. Anlage von Herd und Ofen aus der alten Stiftsdechanei. Orig. GGLA.

Den Balkendecken gab man in untergeordneten Räumen keinerlei Verkleidung. In Wohnräumen waren die Decken wohl manchmal verputzt, da in den alten Bauten die Füllung mit der Unterkante der Balken häufig bündig liegt. Oft blieben aber auch in den

Wohnräumen die Balken sichtbar, und Putz oder Schalung beschränkte sich auf die Zwischenfelder. Sicher datierbare verputzte Decken finden sich nicht. Zahlreiche Decken, besonders solche, welche an weitgesprengten Dachstühlen aufgehängt waren und deshalb kein großes Gewicht erhalten sollten, bekamen eine schwache Bretterverkleidung mit Fugenleisten. Als Übergang von Wand zur Decke diente anscheinend schon im 16. Jahrhundert eine kleine aus Holz geschnittene Hohlkehle. Architektonisch ausgebildete Balkendecken haben sich im Bruhrain nicht erhalten. Die Gewölbe wurden außer bei geringen Kellerbauten durchweg verputzt. Reiche Bemalung ist für die gewölbte Decke der Liebfrauenkirche bezeugt.

Das einzige im Bruhrain noch vorhandene Beispiel mittelalterlicher Wandbehandlung bietet die alte Kirche in Obergrombach.¹ Die Dekoration besteht in einem Zyklus von Freskobilddern, welche ziemlich willkürlich ohne Rücksicht auf ihren Inhalt und Umfang verteilt sind. Breite, zumeist rote Friese mit kleinen Ornamenten trennen die sehr ungleichen Wandfelder. Die Fensterlaibungen enthalten einzelne Figuren ebenfalls in roten oder grünen Umrahmungen oder auch frei auf die Fläche gesetztes, stilisiertes Rankenwerk in schwarzen, braunen und roten Tönen. Das Ganze baut sich auf einem ungefähr 1,5 m hohen Sockel auf, der das bekannte gotische Teppichmuster zeigt. Der Untergrund für die Malerei besteht aus einer 2,5 cm starken Putzschicht. Bessere Wohnräume wurden häufig mit Holz verschalt; sie erhielten ein «kemmergeschele», das manchmal reich geschnitzt und bemalt war. Reste solcher Verschalungen haben sich auf dem «Bischöflichen Schloß Madenburg» erhalten.

Fenster oder Türen aus dem Mittelalter und der Renaissance sind im Bruhrain kaum mehr vorhanden. Die Türgewände bestanden bei Steinbauten auch an den Innenwänden aus Stein. Hölzerne Türgestelle finden sich nur in Fachwerkwänden. Der Anschlag der Fenstergewände der Bruchsaler Profanbauten betrug im 15. und 16. Jahrhundert 3 bis 6 cm. Einzelne Bruchstücke alter Glasmalerei treffen wir stellenweise verarbeitet in die heutigen Kirchenfenster. Aus Urkunden wissen wir aber, daß die alte Glasmalerei im Bistum Speier bis zum 30jährigen Krieg geübt wurde. Um 1600 trat eine Vereinfachung der reichen mittelalterlichen Farbgebung ein. Ganze Fenster wurden einfarbig, z. B. «in gelbem Glas» hergestellt, nur noch wenige erhielten «Gemaltes». Profanfenster des 16. oder 17. Jahrhunderts, deren Bleistränge kleine reguläre Sechsecke bilden, haben sich ganz vereinzelt im östlichen Kraichgau erhalten; sehr beliebt sind in der Renaissancezeit anscheinend die runden Butzen gewesen, deren Zwickel in der alten Glasersprache «hornaffen» genannt wurden. Fenstergitter aus Holz und steinerne Schiebeläden finden wir noch vielfach an Kellerfenstern zu Bruchsal und an anderen Orten. Die alten Hoftore liefen mit ihren Achsen in einer steinernen Pfanne; die obere Führung bestand noch im 16. Jahrhundert meist ebenfalls aus Stein; ein Beispiel dieser Art findet sich an der Zehntscheune zu Rothenberg. Einfachere Tore fertigte der Zimmermann, reichere erhielten eine Verkleidung durch den Schreiner. Metalltüren sind nur für das Hauptportal des Speierer Domes bezeugt. Türbänder und Verschlüsse mit getrennten Schlössern und Riegeln haben sich zu Bruchsal erhalten. Die Schlösser waren mit einem Schloßkasten versehen, der im 16. Jahrhundert oft eine künstlerische Durchbildung erfuhr. Meist konnte der Kasten geöffnet werden, ohne daß das Schloß

¹ Vergl. Lübke, «Die Wandgemälde der Schloßkapelle zu Obergrombach». Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge, VI, 82—97.

abgeschraubt werden mußte. Die Schließkrampen erhielten einen seitlichen Fortsatz, der rechtwinkelig zur Ansichtsfläche umgeschmiedet wurde, um ein Zurückdrücken des Schlosses oder Riegels zu verhindern (Hoheneggerhof).

Die heute noch vorhandenen Holztreppen sind schwer zu datieren. Einzelne alte Blocktreppen sehen wir in den Kirchtürmen des Bruhrains; sie bestehen aus den «stegen» und den darauf aufgesattelten «staffeln». Eine solche aufgesattelte Blocktreppe, die aber heute gänzlich verschalt ist, befindet sich anscheinend im St. Peterspfarrhof zu Bruchsal. Die Holzgeländer erhielten als Träger der Handleisten ausgeschnittene, oft reich geformte Bretter, später auch massive, gedrehte Doggen. Bei kleineren Anlagen diente manchmal auch ein Seil als Ersatz für die Handleiste. Geradläufige Steintreppen mit einfachen, rechteckigen Stufen besaßen die Bruchsaler Wehr- und Kirchenbauten; sie lagen meist in der Mauerdicke. Auch Kellertreppen und Freitreppen wurden mit geradem Laufe ausgeführt; als Unterbau erhielten sie manchmal einen steigenden Bogen in Backsteinen. In Fällen, wo ein besonderes Treppenhaus nötig wurde, baute man anscheinend stets Wendeltreppen. Drei Beispiele, zwei in der Stiftskirche und eines im Hohenegger, haben sich erhalten, ferner einige in der Umgegend, wie z. B. zu Rothenberg. Die Spindeln waren durchweg einen halben Schuh stark, während die Laufbreite zwischen 3 und 5 Schuh schwankt. Stets waren die Stufen an der Innenseite tief ausgekehlt, um den Auftritt zu vergrößern. Steigung und Auftritt stehen bei den alten Treppen in keinem feststehenden Verhältnis zu einander. Manche Beispiele entsprechen der heute meist angewandten Regel, daß zwei Steigungen plus einem Auftritt, gemessen in $\frac{2}{3}$ der Stufenbreite von der Spindel aus, der Schrittweite gleich sein sollen, andere aber weichen erheblich davon ab.

Um das Jahr 1600 bestanden zu Bruchsal Kamin- und Ofenheizung nebeneinander. Für das Zimmer mit Kaminheizung war damals noch der alte Ausdruck «Kemnath (pl. Kameter)» im Gebrauch. Erhalten hat sich in Bruchsal kein Beispiel für Kaminheizung, das über das Barock zurückreicht. Eine Skizze des Generallandesarchivs zeigt uns indessen, daß auch hier im 17. Jahrhundert in reichen Häusern manchmal Kamine als prunkvolle Dekorationsstücke ausgebaut wurden. Weitaus häufiger war damals die Ofenheizung. Nach den alten Plänen zu schließen, wurden auch die öffentlichen Bauten mit Öfen erwärmt. Zumeist wurden Tonöfen verwendet, welche stets von außen, vom Flur oder einem kleinen Vorraum, geheizt wurden. Die Wandöffnungen, durch welche man das Brennmaterial einführte, waren, wie wir aus einem Beispiel im «Tempel» ersehen, mit Hausteinen eingefast. Wo der Ofen nicht unmittelbar an die Wand angefügt wurde, mußte ein kurzer Verbindungsbau, «die Hülle», geschaffen werden. Die Unsitte, auf diesem, «über dem Ofenloch», Holz zu dörren, verursachte manchmal Feuersbrünste. Die Öfen, wie auch die Feuerstellen der Küchen erhielten eine Untermauerung von Tonplättchen, welche meist in die alten Pläne eingezeichnet ist.

Die Wasserableitung aus Haus und Küche war sehr primitiv. Ein mit Backsteinen gepflasterter Abzugskanal des 16. Jahrhunderts, der heute verschüttet und stellenweise zerstört ist, bestand in einem Hause der Altestraße zu Bruchsal. Im 17. Jahrhundert erscheinen auf den Plänen der Küchen Schüttsteine eingezeichnet, die ihr Wasser anscheinend unmittelbar in die Winkel zwischen den Häusern oder auch auf die Straßen ergossen. Wasserzuleitungen in die Wohnungen waren in dieser Zeit äußerst

*im Bruhrain
in Altbau
(Kellertreppe)*

selten. Die erste Druckleitung legte Bischof Marquard 1568 im Schlosse zu Udenheim an. Sie bestand aus den «Brunnen, Röhren, dem Druckwerk und den Krähnen» und lieferte das Brauchwasser für Küche und Haus, trieb auch außerdem noch zwei Wasserrädchen zur Bewegung der Bratspieße.

Sehr wenig erfahren wir von den Abortanlagen. Außerhalb der Gebäude hat es wohl immer solche gegeben; als besondere Anbauten treten sie auf, wenn ein Wasserlauf oder ein abgelegener Ort an das Bauwerk grenzte. So bestanden vielfach Aborte über den Winkeln zwischen den Nachbarhäusern und über den Zwingern und Gräben der Wehrbauten. Solche Anlagen besaßen zu Bruchsal der Münzhof, das Schloß sowie verschiedene Privathäuser, die am Saalbach lagen. Bei überwiegend landwirtschaftlichen Betrieben war der Abort über dem Misthaufen des Hofes angebracht, wie wir es noch heute allenthalben auf den Dörfern finden. Innerhalb der Umfassungsmauern der Häuser, in unmittelbarer Verbindung mit den Wohnräumen treffen wir die Aborte erst zu Ende des 17. Jahrhunderts; zugleich aber erfahren wir, daß in vornehmen Häusern noch vielfach Nachtstühle im Gebrauch waren. Um 1700 werden die Nachrichten über die «salva venia secreta» häufiger. So wurde beim Neubau der Stiftsdechanei zu Bruchsal dem Maurer die Auflage gemacht, die Ventilationsröhre derselben bis über das Dach hoch zu führen, eine Maßregel, die um so nötiger war, als einige der Aborte inmitten des Grundrisses in Verbindung mit Schlafzimmern untergebracht waren und keine unmittelbare Licht- und Luftzufuhr besaßen. Die genannte Notiz ist die erste Erwähnung einer künstlichen Lüftung im Bruhrain. Übrigens hat man den ausgebauten Aborten gewöhnlich zwei gegenüberliegende Fenster gegeben und hat so eine sehr wirksame natürliche Lüftung geschaffen.

Die äußere Erscheinung der Bauwerke.

Die mittelalterlichen Bauwerke des Bruhrains scheiden sich nach ihrer äußerlichen Erscheinung in drei Gruppen, deren Gepräge durch das Material bedingt ist. Die erste Gruppe sind die Holzbauten, deren Aussehen ganz oder zum großen Teil durch das Fachwerk bestimmt wurde. Die zweite Klasse umfaßt die Massenbauten in Stein, welche dem Beschauer fast nur große Wandflächen mit wenig kleinen Öffnungen boten, deren Wirkung ausschließlich in den Verhältnissen der Einzelteile und in der Gruppierung beruhte. Die letzte und höchste Gattung bildeten die Werksteinbauten, in denen die Kunst des Mittelalters ihre höchste Vollendung erreicht hat. In der frühen Zeit schieden sich diese drei Gruppen, die Werke des Zimmermanns, Maurers und Steinmetzen, auch nach der Bestimmung; sie deckten sich noch im 15. Jahrhundert vielfach mit den Begriffen des Wohnbaus, des Wehrbaus und des Kirchenbaus. Erst im 16. Jahrhundert begann man auch die Wohnhäuser ganz oder teilweise in Stein aufzuführen; es entstanden jene charakteristischen Bauten mit steinernem Erdgeschoß und aufgesetztem Stock. Bestimmend für die Wirkung der Häuser war ihre Stellung mit dem Giebel nach der Straße, ferner die hohen Dächer, die zierlichen Turmhelme und Hauben. Die Führung der Schornsteine durch den First, die Beschränkung der Dachaufbauten, welche durch die Giebelfenster unnötig wurden, trug zu dem ruhigen Eindruck der Werke wesentlich bei. Dieser wurde überdies gehoben durch die Einheit des Deckmaterials; Metaldeckung für First und Kehlen oder für Dachluken finden wir bei Schiefer- oder Ziegeldächern niemals. Die